Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 1

Artikel: Der Zug nach der Stadt
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571485

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Publius sah Poppeia, wie sie in Wirklichkeit war: die würdige Gattin eines Tiberius.

Und seine Leidenschaft fiel von ihm ab, er begrub die Vergangenheit beim ironischen Klang eines „Vale Carissima!" das er in die Arena schrie, in ein lautes Gelächter ausbrechend.

Das wetterwendische Volk, allen Siegern gewogen, huldigte ihm Beifall.

Langsam wandte er sich der Jungfrau zu, die ihm Rosen anbot. Sie hob ihren Schleier: sie war schön und rein anzusehen, wie die Taube des Tempels; auf ihrer Stirn, die sie ihm frei zuwandte, sah er die Morgenröte einer ersten Liebe aufsteigen, und in den Augen des Kindes aus Judäa, der Zeitgenossin Jesus, sah Publius Claudius einen Wiederschein des Sternes von Nazareth . . .

— — Er nahm ihre Hand, und schritt mit ihr dem neuen Leben zu . . .

Der Zug nach der Stadt.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Kapitel.

Die Abenddämmerung zog über den See und breitete zarte Schleier an den Ufern aus. Auf der Höhe aber war noch ein goldner Wiederschein der Sonne, die zwischen zackigem Gewölk auf- und niederrollte, wie ein funkelnder Purpurball. Der Pilatus trug eine silberne Halskrause und auf dem Zugersee, der noch voll im Lichte lag, schwammen violette, grüne und braune Tinten.

„Wir müssen weiter, Papa," sagte Hertha und erhob sich von der Bank, die auf der Höhe aufgeschlagen war, von der der Blick den Zürcher-, wie den Zugersee und den Alpenkranz beherrschte.

„Komm' schon, komm' schon, mein Kind," erwiderte er und stieg mit steifen Schritten von der Wiesenböschung auf den zerfurchten Feldweg hinunter. Als sein Sohn ihm nicht folgte, rief er mit knarrender Stimme:

„Fix, Bernd, herunter vom Postament, Herrchen befiehlt!" Und dann lachte er fröhlich auf und seine lebhaften grauen Augen fuhren über das blasse Gesicht der Tochter, die noch einmal in das Abendlicht schaute, ehe sie den Männern vorauf den Weg zum Dorf einschlug. Bernhard sprang leichtfüßig herab.

„Wie groß und friedlich dieses Bild — nicht wahr Pa, da läßt sich doch nichts gegen sagen?"

„Nein, mein Junge, es ist ein Bild des Friedens. Und so ein alter preußischer Major, der die Natur nur durchs Manöverglas gesehen hat — und da offenbar nicht richtig — empfindet das auch. Mein Gott ja, es ist schön!"

Der Sohn sah, wie sich die Lippen des Vaters bitter verzogen unter dem rostfarbenen Schnurrbart, und der herbe Ton fuhr ihm, wie so oft schon, schmerzhaft durch das gehobene Gefühl des Augenblicks. Eine Weile gingen sie schweigend weiter in den farbigen Herbstabend hinein. Hertha schritt vor ihnen her ohne den Kopf zu wenden, in der geduldigen Ruhe, die sie nie verließ. Major Hoyer begann vor sich hin zu pfeifen. Da erst wandte sich die Tochter um:

„Den ‚Dessauer', Papa? Plagst du dich wieder mit unnützen Dingen? Laß doch gut sein: Morgen kommt der Fritz und dann wirst du mehr als genug in den Erinnerungen kramen. Vorwärts, vorwärts Pa, so ähnlich sagte die Stauffacherin, und ihr Werner war nur ein Landwirt und sah dennoch nicht mehr hinter sich."

Sie war stehen geblieben. Ihre schlanke, kräftige Gestalt hob sich scharf von dem rötlichen Hintergrund des Wäldchens ab, das die Höhenkuppe krönte. Ihr Antlitz hatte einen Glanz wie Perlmutter, so daß sie den Bruder wie verwandelt dünkte. Er war es auch, der zuerst antwortete.

„Weiß Gott, Hertha, das ist ein guter Spruch."

Er faßte die Hand des Vaters und fuhr fort:

„Wirf es jetzt hinter dich, Pa, sieh auf uns: Du hast deinen Dienst gethan durch dreißig Jahre und hast wenig genug Zeit übrig gehabt für uns. Wir wollen aber auch etwas von dir haben. Wir brauchen dich ja, gerade so wie du bist, brauchen wir dich. Oder glaubst du, Hertha hätte sich in der höhern Krankenpflege ausbilden, vulgo Medizin studieren können und ich hätte auf einer deutschen Universität die Examina machen können, solange du in einem lothringischen Nest aktiv warst? Und Fritz, der wäre nie aus dem Rekrutendrillen herausgekommen! Jetzt stehen wir Schulter an Schulter, du, Herrchen und ich, und Fritz, der durch keine Zulage mehr an die Kasinocigarren und das Kaisergeburtstags-Tempelchen erinnert wird, stülpt den Tropenhelm auf und lernt Kisuaheli! Siehst du, Seine Majestät war dir einfach den blauen Brief schuldig — unseretwegen."

„Na ja, Junge, spiel' du dich nur auf den Egoisten heraus, putz' dich nur auf wie der Dingsda, der Nietzsche, den ich neulich von deinem Schreibtisch nehmen mußte,

um meinen Mittagsschlaf zu befördern. Das wird euch wenig helfen. Ich weiß, daß ich zum alten Eisen geworfen worden bin und, was wahr ist, bleibt allemal wahr, um die scharfe Ecke wär' ich nie richtig herum gekommen. So was fühlt man, — aber zum Bezirkskommandeur, da hätt's doch immer noch gelangt."

Hertha machte Bernd ein Zeichen, damit er nicht antworte. Sie wußte, daß es besser sei, den Vater gewähren zu lassen. Er blieb nicht lange in dieses Spinnweb häßlicher Erinnerungen verstrickt, nur nicht daran zupfen wollen.

Aus der Waldnische tauchte das Dorf auf und gerade, als sie den niedrigen, stumpfen Kirchturm erblickten, schwoll aus der Ferne ein Glockengeläute herüber. Es kam aus der Weite, aus der Tiefe, wo die Seeufer im Schatten verschwanden. Das Bergkirchlein schwieg noch.

Bernhard lauschte auf die Klänge und plötzlich blieb er wiederum stehen und rief in hellem Entzücken:

„Ei, seht doch, seht, dort die Stadt, das schöne Zürich, seht wie es in dem rosenroten Abendschein verschwimmt! Seine Glocken tönen zu uns herauf."

Er wies mit dem Spazierstock auf das liebliche Bild, und Hertha flüsterte tief aufatmend:

„Du hast recht, Bernd. Und meint man nicht, in der rosigen Stadt wäre das Glück, unser Glück, daheim? Sieht sie nicht aus wie eine Märchenstadt?"

„Nein, Hertha, kein Märchen, Leben, pochendes Leben, ein Drängen und Wachsen und Werden, Säfte, die quellen und Schicksalsfäden, die so schnell gewoben werden, daß die Spindeln rauchen! Was mag sie uns noch bringen, die Stadt, die rosige Stadt?"

Die Worte stürzten von Bernhards Lippen und seine Wangen brannten. Der Vater kniff die Augen ein und sah zu dem weißen Häusermeer hinüber, das vom Seeufer in das Thal hinein- und die Höhe hinaufstrebte. Die Abendsonne, die noch einmal voll durch das Gewölk gebrochen war, hüllte die Stadt in rosige Glut. Die Fenster schossen goldene Strahlen und auf dem gewaltigen Zifferblatt der Uhr zu St. Peter funkelten Zahlen und Zeiger wie heiße Blitze. Und immer noch erging das Geläute. Jetzt antwortete das Bergdorf mit seinem hellen Glockenstimmlein.

Da packte den Major die Daseinslust, die Lebensneugier wieder, die er im Gamaschendienst nicht hatte auskosten können, da riß ihn der leichte Sinn, der ihm im Regiment bei einer Taufe mit Moselblümchen den Beinamen ‚der Wild-Hoyer' eingetragen hatte, aus trüben Gedanken, und er zog den langen Schnurrbart durch die Finger und rief, während seine Augen übermütig blitzten: „'n Städtchen, so fix und adrett wie das knusprigste Mädchen."

„Aber Pa!" stieß der Sohn hervor und streifte Herthas Züge mit schnellem Blick.

„Pardon, Herrchen, es ist nur so eine Façon de parler," entschuldigte sich der Major vor seiner Tochter, und als er seine schlanke Gestalt ein wenig steif, aber immer noch gewandt zu einem Bückling zwang, flog ein Lächeln über Herthas ernstes Antlitz und sie fühlte sich plötzlich älter, viel älter den beiden Männern gegenüber, so alt, wie eine Matrone, eine Mutter. Dann aber erlosch das Lächeln, flüchtig, wie es gekommen war, und einen Augenblick drohte ein feuchter Schimmer in ihren Augen. Sie mußte sich Gewalt anthun, ihn zu verscheuchen und den Schmerz um die früh verlorene Mutter zurückzudrängen. Gerade wenn sie am wenigsten vorbereitet schien durch Ort und Stunde, pflegte sich die Erinnerung an Mama einzustellen. Es war wie ein Aberglaube in ihr, daß dann irgend etwas bevorstehe, und dieses Gefühl hatte sie auch jetzt, als sie hastig sagte:

„Kommt, es wird spät. Wir haben noch eine Stunde zu gehen, bis wir den See und die Eisenbahnstation erreichen."

Sie schürzte das Kleid und ging voran. Major Hoyer zündete sich umständlich eine Zigarre an und sah der Tochter nach, während der Tabak Feuer fing.

„Die Mama, ganz die Mama," sprach er wie zu sich selbst durch die Zähne und atmete tief auf. Dann schleuderte er das Zündhölzchen in das Gras und rief:

„Also, Bernd, es wird Abend!"

Bernhard schritt neben dem Vater her. Er wußte nicht recht, wie er das Gespräch in Gang bringen sollte, und fürchtete sich zu verraten. Der Weg senkte sich. Bereits wuchs der Tannenwald über den Seespiegel, und nur noch ein schmaler Silberstreifen und das jenseitige Ufer des Zürchersees blieben sichtbar. Bernhards Blick suchte Küßnacht und sah, wie die Tannenwipfel es langsam überschatteten, verdeckten und begruben. Da weckte ihn Papas Stimme:

„Sag mal, Bernd, die Kammwanderung war ja sehr hübsch, aber warum hast du uns denn bis hierher geschleppt? Den Abstieg hätten wir doch schon früher bequemer haben können!"

„Es war gerade die Entfernung für einen halben Tag, Papa. Und man hat doch die Aussicht gern so lang als möglich," erwiderte er verlegen.

„Im Sommer, das will ich zugeben. Aber jetzt, im September wird es zu schnell dunkel. Sieh nur, wie sich das weiße Zeug über den Tannenwäldern regt! Herbstnebel. Es wird stockfinstere Nacht, bis wir an den See kommen."

Bernhard lächelte. Er hörte keine Spur von Unmut aus den Worten des Vaters herausklingen. Der

Major ging rüstig und guter Dinge fürbaß. Hertha blieb stehen, denn vor ihr drängte plötzlich das Vieh, das von der Weide heimkehrte auf die Gasse, und hinter den langsam wandelnden Kühen schwang der Hüter die Peitsche. Die Herdenglocken läuteten einen zweiten Feierabend ein. Am Wegrain, auf übereinander geschichteten Baumstämmen, saßen sonntäglich geputzte Mädchen und sangen. Als die Fremden näher kamen, verstummten sie bis auf eine, die herzhaft weitersang. Da stieß der Major seinen Sohn vertraulich an und flüsterte:

„Oder hast du etwa 'ne Flamme hier in dem Bergnest, die uns Revüe passieren lassen soll?"

Und er lachte laut auf über seinen Scherz und rief den Mädchen ein so fremdklingendes ‚Grüetzi' zu, daß die Dirnen ob des seltsamen Landesgrußes in ein lustiges Gelächter ausbrachen. Hertha hatte des Bruders Verlegenheit erspäht, da sie aber die Worte des Vaters nicht gehört hatte, wußte sie nicht, was Schuld sei an seiner Befangenheit. Und sich an seinen Arm hängend, sprach sie lächelnd:

„Papa akklimatisiert sich. Nächstens erzählt er uns, daß seine Väter bei Sempach fochten."

„Ja, ja," murmelte Bernhard zerstreut.

„Was hast du denn?" fragte sie erstaunt.

„Ja, wenn du das wüßtest! Soll ich es verraten, teurer Doktorande der Chemie!" neckte ihn der Vater.

„Bitte, nein, Papa," antwortete Bernhard ernst.

„Nanu," entfuhr es dem Major und überrascht blickte er den Sohn von der Seite

an. Aber die Dämmerung verschattete Bernhards Züge und er sah nur, daß jener mit der Hand über das Gesicht fuhr, als gelte es eine Aufregung zu verwischen.

Sie schritten durch die Dorfgasse. Die Häuser lagen eigenwillig in Gärten zerstreut. Aus dem Wirtshaus gellte eine Klarinette, eine Fiedel schrie, und der Brummbaß summte dazwischen, als hätten Feldmaus, Grille und Hummel sich zu einem Ständchen zusammengethan. Der Major zog die Uhr zu Rate, warf einen Blick zum Himmel hinauf, der sich blaß, aber wolkenlos über dem See wölbte und sagte endlich:

„Auf ein Viertelstündchen kommt es nun auch nicht mehr an. Wir wollen noch ein Gläschen sauren Landwein trinken."

Und ehe die andern einen Einwand erheben konnten, war er in einen Garten getreten, aus dessen Tiefe die Musik zu kommen schien. Dahlien und Astern erhoben sich in Mannshöhe zu beiden Seiten des Weges, und durch das Staket drängten die roten Kapuzinerkäppchen, die in dem Zwielicht in purpurner Schwärze brannten. Hoyer ging schnellen Schrittes in den Garten hinein, an dem Haus vorüber. Eine bunte Papierlaterne, die in einer Geißblattlaube hing, diente ihm als Leitstern, und als er auf dem schmalen Bänklein Platz genommen hatte, pochte er auf den Tisch und rief:

„Aufschließen, Kinder, aufschließen."

Die Musik hatte aufgehört. Es war seltsam still ringsum, aus den Fenstern des Oberstockes drang Licht, Gläser klirrten und auf der Laube, die zierlich geschnitzt, die Rückseite des

Gebäudes entlang lief, trippelten unruhige Tritte, dann schlug ein Hund an und schnüffelte geräuschvoll durch die Spalten der Dielen. Hertha löste den Arm aus dem des Bruders und setzte sich unbefangen an die Seite des Vaters. Bernhard aber stand einen Augenblick wie angewurzelt, dann rief er:

„Wo hast du uns denn hingeführt, Papa? Das ist ja gar kein Wirtshaus."

„Kein Wirtshaus, wär' nicht übel!" erwiderte jener lachend, aber doch etwas unsicher. Hertha war schon wieder aufgestanden.

„Bernd hat recht, das ist kein Wirtsgarten. Und da — hört ihr — die Musik kommt von dort drüben."

Sie wies über den Zaun in das Dunkel der Kastanienbäume, die die Aussicht verdeckten. Die Klarinette ertönte und deutlich klang das Scharren der Tanzenden herüber.

Da tauchte plötzlich eine dunkle Gestalt im Rahmen der Gartenlaube auf, und eine weiche, weibliche Stimme fragte:

„Wer kommt denn noch so spät und warum sitzt Ihr denn hier im Gärtli? Sind Sie's, Herr Pfarrer oder —"

Sie brach ab. Das fremde Antlitz des Majors war im ungewissen Schein der Papierlaterne erschienen. Und als die Fragerin befangen einen Schritt zurücktrat, in den Hof hinaus, der jetzt im Licht der Lampe lag, die aus dem Erdgeschoß in den Abend leuchtete, da sah sich Major Hoyer einem jungen Mädchen gegenüber, das ihn mit angstgroßen Augen anstarrte.

„Bitte um Verzeihung, mein Fräulein, wir glaubten uns im Wirtsgarten. Wir werden uns sofort zurückziehen."

Er sagte es heitern Tones und „Donnerwetter, hat das Mädel Augen!" flog es ihm durch den Sinn. Jetzt trat auch Hertha aus dem Dunkel in den Lichtkreis und sprach:

„Wir haben Sie wohl sehr erschreckt, Fräulein, Papa ist Schuld an dem Ueberfall. Ein Gelüste auf sauern Landwein überkam ihn plötzlich und trieb ihn in den nächsten Garten. Verzeihen Sie uns."

Unterdessen hatte sich Bernhard zurückgehalten. Er stand im schwarzen Schatten des Hollunderbaumes, der an der Hausecke eingewurzelt war. Bernds Augen hingen an dem Antlitz des jungen Mädchens, das im Lampenlicht von blendender Blässe war. Er kannte diese Züge, schon einmal hatte er diese dunklen, großen Augen gesehen. Und nun hatte das lebhafte Wesen des Vaters, das jedem Einfall gehorchte, ihn abermals auf ihren Weg geführt. So war denn der Wunsch, den er selbst insgeheim phantastisch gescholten, zu dessen Verwirklichung er selbst beinahe nichts gethan hatte, in Erfüllung gegangen, er hatte das Gesicht wiedergesehen, gerade so wie damals, mit demselben Ausdruck sanften Schreckens in den schönen Augen. Er achtete kaum auf die Worte, die Vater und Schwester an sie richteten, doch jetzt, als sie antwortete, jetzt lauschte er und sein Auge hing an ihrem Mund. Die höfliche Ablehnung der Entschuldigung, die lächelnd gegebene Wegleitung beachtete er nicht, aber er horchte auf den vollen Klang ihrer Stimme und wie blaß die dialektische Färbung ihrer Rede war.

„Besten Dank, Fräulein," erwiderte der Major und zog den Hut. Dann wandte er sich um und rief, als er den Sohn nicht erblickte:

„Bernd, wo steckst du?"

„Ich komme, Papa," antwortete Bernhard. Seine Stimme klang verschleiert, und als ihm der Major zuraunte:

„Nun sag' mal, Junge, ich bin baff. Das ist ja gar kein Bauernmädel," da schob er schnell die Hand unter den Arm des Vaters, um ihn zurückzuhalten. Hertha schritt mit dem jungen Mädchen voraus, dem Ausgang zu. Aber noch hatten sie die Gartenpforte nicht erreicht, da erschien auf der hochgelegenen Hausschwelle eine Frau, die eine Lampe in der erhobenen Hand hielt. Ein breiter Lichtstrom floß auf die Eindringlinge hernieder.

„Fremde, Regeli?" fragte eine gedämpfte Stimme.

„Ja, Mutter, sie glaubten, dies sei der Garten ‚Zum Morgenstern'."

„Nicht wahr, das kann nur den Städtern geschehen,

Auf alten Wegen.

Auf alten Wegen bin ich jüngst
Des Nachts allein gegangen,
Auf Wegen, die du mit mir gingst —
Auf alten Wegen ging ich jüngst.

Es war so still als wie im Traum,
Und zarte Nebel schwangen
Gespenstisch sich von Baum zu Baum —
Es war so still als wie im Traum.

Da dacht' ich jener Sommernacht,
Als mir auf deinen Wangen
Der Liebe süßes Glück gelacht —
Da dacht' ich jener Sommernacht.

Du lehntest still an meiner Brust,
Dein Herzlein hört' ich bangen,
Und hast von gar nichts noch gewußt —
Du lehntest still an meiner Brust.

Und küßtest doch so voll und heiß
Und deine Arme schlangen
Sich um mein Haupt so warm und weiß —
Und küßtest doch so voll und heiß.

Mir ist, ich seh' dein blondes Haar,
Damals hat d'rin gehangen
Ein welkes Blatt und Spinnweb gar —
Mir ist, ich seh' dein blondes Haar . . .

Es war ein Stückchen Seligkeit,
Das wir uns eingefangen.
Auf alten Wegen liegt es weit —
Es war ein Stückchen Seligkeit.

Hermann Stegemann, Basel.

Auf alten Wegen.

Originalzeichnung von H. Meyer-Cassel (Starnberg).

CLICHÉS UND DRUCK: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT" ZÜRICH

die außerhalb der gepflasterten Straßen keine Ortskenntnis haben," mischte sich Major Hoyer entschuldigend ein. Und als aus dem Hausflur lebhaftes Stimmengeräusch und Geschirrklappern drang, fuhr er fort:

„Es klang so gastliches Lachen und Klirren aus Ihren Fenstern, daß ich nicht anders glaubte, als hier einen Abendtrunk zu finden. Wie Sie sehen, verstehen wir nicht, uns nach dem Morgenstern zu richten."

Regina lachte leise auf. Der frische Ton des alten Herrn schien auch der Mutter zu gefallen. Plötzlich, bevor Bernhard, der sich schweigend zwischen den Astern hindurch zur Pforte getastet, den Fuß auf die Schwelle gesetzt hatte, plötzlich kam Leben in das starre Gesicht der Frau und sie rief eifrig:

„Aber Sie dürfen nicht so vom Hof gehen! Gerade heute nicht! Das brächt' uns kein Glück! Bitte treten Sie ein und nehmen Sie es nicht ungütig auf, wenn wir Ihnen ein Glas Wein aufstellen."

Hoyer wehrte die Einladung ab, aber die kleine Frau stieg die Stufen herab und bat mit ängstlicher Beflissenheit und wiederholte ein über das andere Mal:

„Es brächt' uns gewiß kein Glück, gewiß nicht. Es hat so sein müssen, Sie sind aus Zürich? Ja, sie sind's und weil es doch heut unser letzter Tag ist, so soll uns das ein Zeichen sein, daß es uns gut geht in der Stadt."

Es war fast Nacht geworden. Langbeinige Mücken tanzten um die Lampe, die die Frau krampfhaft im ermüdenden Arm hochhielt. Die langstieligen Blumen standen starr und schwarz rings um sie her, und die hellen Kleider der beiden Mädchen leuchteten seltsam auf, wenn der ungewisse Schein des Lichtes darüber huschte.

Auch Hertha lehnte die Aufforderung der gastlichen Frau ab, aber als sie den ängstlichen Zug in dem schmalen Gesicht gewahr wurde, that es ihr leid. Da sagte Regina, indem sie sich an Hertha wandte:

„Bitte, thun Sie's der Mutter zu gefallen. Sie glaubt an solche Zeichen. Und Morgen fahren wir nach Zürich um in der Stadt zu wohnen, da ist ein gutes Zeichen, willkommen. Hören Sie, — sie hob die Hand und beugte lauschend den Kopf — drüben im ‚Morgenstern' ist Tanz, Sie werden dort nicht gut sitzen, Fräulein."

„Wenn Sie eine Frage an das Schicksal thun, indem Sie uns einladen, dann dürfen wir freilich nicht länger nein sagen. Nicht wahr Papa?"

„Nein, Herrchen, dann freilich nicht," entgegnete der Major mit einem halben Lächeln und griff unwillkürlich nach dem Eberzahn, den er an der Uhrkette trug. Es war sein Talisman, und der Spott, den der Aberglaube der Frau mit dem einfältigen Herzen, in ihm geweckt hatte, verflüchtigte sich in jenem Zucken seiner Mundwinkel.

„Das Haus heißt ‚Zum Pflug', seien Sie gegrüßt", sprach die Bäuerin und trat beiseite, daß der Lichtschein auf die Vortreppe fiel. Hertha ging voran. Hinter ihr sprang Regina die Stufen hinauf und öffnete die Stubenthüre. Der Raum war kahl, kein Bild an den Wänden, kein Vorhang am Fenster, nur ein großer Tisch stand darin, an den zwei Bänke geschoben waren. Das Essen war noch nicht aufgetragen, aber die Gäste saßen schon vor den Tellern. Auf einem alten, geschwärzten Kupferleuchter brannten drei Kerzen und fuhren mit unruhigen Flämmlein wie suchend umher.

„Wir sind schon nicht mehr daheim hier," sagte die Hausfrau und warf einen Blick auf die nackten Wände und die dunklen Fenster. Und dann wandte sie sich an die Tischgäste und berichtete ihnen von dem Mißverständnis, das die Fremden in den Garten geführt hatte.

Major Hoyer fühlte sich nicht allzubehaglich in der Stube, wo die Menschen wie zu einem Leichenschmaus geladen schienen. Hertha plauderte mit der Tochter des Hauses, die ihr ihre Schwester zuführte. Bernhard aber stand auf der Schwelle und ließ die Blicke von einem Gesicht zum andern schweifen. Er wußte nicht recht, ob das alles nur ein Spiel seiner Einbildungskraft sei, die wortkargen Männer mit den ausgearbeiteten Zügen, die da um den Tisch saßen, die beiden Schwestern, die einander so wenig ähnlich sahen, dunkeläugig, mit zartem bräunlichen Teint die eine, blond und rotwangig die andere. Das Flackerlicht der Kerzen tanzte über ihre Scheitel und als Hertha flüchtig aufblickend den Bruder gewahrte, schien es Bernd, als strahlte ihm ihr Blick seine Gedanken zurück. Zwei Mädchen vom Lande waren jene, aber wie Bäuerinnen erschienen sie nicht. Jetzt streifte ihn ein Blick Reginens, eine scheue Frage lag darin. Da that er einen raschen Schritt in die Stube hinein und auf die Gruppe zu, die die drei Mädchen im Winkel bildeten. Aber unterwegs schob ihm die gastliche Mutter ein gefülltes Glas in die Hand, und der Vater rief lebhaft: „Nun denn, da Sie uns so herzlich hereingeboten haben, so dürfen wir dieses Glas wohl auf Ihre Zukunft leeren. Mögen Sie in Zürich finden, was Ihre Hoffnung ist, möge es Ihnen recht gut gehen in der Stadt!"

Es war totenstill geworden, als der Major anhub zu sprechen, und aller Augen hingen an seinem Mund, der die Worte so anders und fremdklingend formte. Er stieß mit dem Landwirt an, der ihm schweigend, mit eigentümlich zuckenden Lippen sein Glas entgegenstreckte. Die Mutter aber begann plötzlich krampfhaft zu schluchzen. Die Töchter eilten auf sie zu, einmal, zweimal setzte sie zum Reden an, doch die Thränen ließen sich nicht hemmen und endlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und verließ lautweinend das Zimmer.

„Bleibt, bleibt, es geht schon vorüber," stieß sie zwischen Schluchzen und Thränen hervor, als die Mädchen

sich um sie bemühten, und als Regina sie begleiten wollte, drängte sie sie in die Stube zurück.

Niemand sprach. Der Major sandte seinen Kindern einen Blick zu, der zum Aufbruch mahnte. Hertha nickte beistimmend. Der alte Bauer, der zu oberst am Tisch saß, rieb sich mit der breiten, knochigen Hand das bartlose Kinn und sah zu dem Hauswirt herüber, der das gefüllte Glas auf den Tisch gestellt hatte und gedankenvoll in den flimmernden Wein starrte. Auf seiner kahlen, vom Wetter rotgebeizten Stirn spielten die Falten und in den Mundwinkeln zuckte ein schmerzlicher Zug, der sich in dem Gewirr des krausen, schwarzen Bartes verlor. Schon bot ihm Major Hoyer die Hand zum Abschied. Da packte er, ehe sich jener dessen versah, die schlanken Finger des Gastes und drückte sie so hart, daß der Major zusammenzuckte. Und dann sprach er, langsam, schwerverständlich, die Hälfte seiner Worte verschluckend: „Ja, und so ist es recht, Herr. Das Heim ist verkauft, mein Bruder da hat's gekauft. Wir sind fertig, wir gehn in die Stadt. 's ist wegen der Töchter und der Frau — und dann, ich kann's nimmer schaffen. Und in der Stadt, da verdient man's ring."

Er sah den Major forschend an, als erwarte er eine Bestätigung, aber der konnte nur nicken. Der Mann, der da vor ihm stand, that ihm plötzlich leid. Da rief eine frische, laute Stimme:

„Das ist gewiß, Vater Egli. In der Stadt verdient man im Handkehrum. Vor zwei Jahren bin ich hin, nach der Rekrutenschule, und jetzt hab' ich schon ein' Batzen im Sparhafen. Und wenn ich einmal mit eigenem Roß' kutschier' und ein rechtes Fuhrgeschäft hab', hernach weiß ich, daß die Stadt mir das gezahlt hat. Ein Roßknecht in der Stadt, lieber das, als der Meisterknecht beim schwersten Emmenthalbauer."

Und der junge Mann lachte lustig auf und trank im Schwung sein Glas aus. Der helle Wein glitzerte tropfensprühend in seinem Schnurrbart. Als sei ein Bann gebrochen, so kam jetzt Leben in die Gesellschaft, und jeder wußte ein Wort beizusteuern, nur der alte Bauer, oben am Tisch schwieg und sein eingefallener Mund verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln. Da trat auch Frau Egli wieder ein. Ihre Augen waren gerötet, aber sie hatte sich gefaßt und nahm mit guter Haltung die Abschiedsgrüße des Majors entgegen. Auf der Hausschwelle lag schon die Nacht und drüber hinaus herrschte Finsternis. Nur fern über dem Tannenwald war ein Lichtschein, silberblaß anzusehen, der durch die schwarzen Wipfel brach und den aufsteigenden Mond verkündete.

„Sie werden Mühe haben den Weg durchs Dorf auf die Bergstraße zu finden. Die Töchter mögen Sie begleiten. Das Weglein durchs Ried kürzt mehr als tausend Schritt' ab."

„Aber ich bitte Sie, Frau Egli, wir werden Ihnen doch nicht die Töchter vom Familientisch wegstehlen. Sie sind zu liebenswürdig. Nein, bitte Fräulein Regina, ich kann das nicht zugeben."

Der Major that sein Bestes, aber er rief vergebens Hertha zu Hilfe. Sie lieh ihm nur schwachen Beistand, und Bernhard vermochte kaum zwei Worte zu sagen, um die Mädchen zurückzuhalten. Da seufzte der Vater schließlich: „Sei es darum. Leben Sie wohl, Frau Egli. In der Stadt sehen wir uns wieder."

Wiederum stand die Mutter, die Lampe in der erhobenen Hand, auf der Schwelle, und das Licht fiel auf ihren sauber geglätteten, schwarzen Scheitel und warf einen gelblichen Schein auf das schmale, gefurchte Gesicht.

Auf der Dorfgasse sprang der Hofhund an den Mädchen empor und stieß prüfend die Nase an die Hand des Majors. Hertha ging zwischen den Schwestern und die Herren so dicht hinter den Mädchen, daß sie an der Unterhaltung teil nehmen konnten.

„Und Sie, Fräulein Regina, freuen Sie sich auch so herzlich auf die Stadt, wie Ihre Schwester", fragte Hertha, als Agnes lebhaft ausgerufen hatte: „In einer Stunde fährt Karli Bader mit dem Möbelwagen ab und morgen sind wir schon in der Frühe auf der Bahn, um mit ihm zu gleicher Zeit in Zürich anzukommen."

„Ich," erwiderte Regina, „ich weiß es wirklich nicht, Fräulein Hoyer. Mir war das Dorf hier schon lange Zeit wie ein lieber Ferienort, weil ich drüben in Küsnacht im Lehrerinnenseminar bin und nur des Sonntags nach Hause komme. Ich war gern hier oben auf dem Berg."

Bernhard hatte keine Silbe ihrer Antwort verloren und jetzt, es war das erste Mal, richtete er das Wort an das junge Mädchen. Er trat rasch neben sie, so rasch, daß der Hund von einem Irrtum befangen belfernd auf ihn losfuhr.

„Still, Bärli, du wüescht's Tier," herrschte ihn Agnes an und alle lachten.

Bernhard aber sprach hastig:

„Und da fahren Sie am Samstag abend mit dem Nachen über, nicht wahr, Fräulein?"

Sie hob erstaunt die Augen, aber sein Gesicht verschwamm im Dunkel. Nach einer Weile entgegnete sie:

„Ja, wir sind unser mehr vom diesseitigen Ufer und da fahren uns zwei Seminaristen aus Horgen im Schiffli über den See."

„Das ist hübsch," warf der Major ein, „da hat das Rudern doch einen Zweck. Mein Sohn rudert nämlich auch, der paddelt aber nur wie ein Maikäfer im Grönländer, und das nennt er Sport."

„Ah!" Regina hatte den Ausruf gethan. Dann preßte sie die Lippen zusammen und schwieg. Auch Bernd war verstummt. Hertha sah sich nach dem Vater um, der

stehen geblieben war, um eine Zigarre anzuzünden. Sie waren am Schulhaus angelangt. Eine Steinöllaterne, die sich in einem eisernen Reif wiegte, warf ein trübes Licht auf die Gasse, die in scharfem Winkel um das Gebäude herumführte und dann steil abfiel. Auch in der Ferne war es heller geworden. Der Himmel hatte einen milchigen Glanz und die Wiesen schieden sich deutlich von den Wäldern. Hie und da lag eine schwarze Masse ins Gelände geschmiegt, die sich um einen winzigen feurigen Kern ballte. Es waren zerstreute Gehöfte.

„Hier ist der Fußweg," unterbrach Agnes die Stille und wies auf einen schmalen Pfad, dessen Anfang sich aus dem dunklen Wiesengrund hob.

Sie kehrten dem Schulhause den Rücken und erschraken, als unversehens hinter ihnen eine Thüre ins Schloß flog.

„Agnes, du? Ihr kommet mich wohl holen? Ich hab' nur meinen Fiedelbogen gesucht. Und ich hoff' — Ah, ja so, du bist nicht allein."

Die Schwestern lachten und Regina erklärte die Begegnung, indem sie erzählte, daß der Lehrer der Verlobte ihrer Schwester sei.

„Na, da haben Sie es ja prächtig getroffen," rief der Major „und wir können Sie getrost dem ritterlichen Schutze des Herrn überlassen."

„Vor dieser Waffe haben zwar nur meine Buben und Mädchen Respekt," erwiderte der junge Mann schnellgefaßt und zog den Bogen aus dem Aermel, wo er ihn wie ein Taschenspieler versteckt hatte.

Als sie Abschied nahmen, neigte sich Hertha zu Agnes und flüsterte: „Sie bleiben also nicht lange in der Stadt, Sie Glückliche!"

Agnes' Finger zuckten in Herthas Hand, aber sie erwiderte nichts auf die Worte, die für die andern verloren gegangen waren. Der Major ließ sich von Regina noch einmal den Weg beschreiben und wiederholte:

„Also den Fußpfad durch die Matten, dann steil ab durch das Unterholz und dann eben durch das Ried auf die Straße."

„Es ist nicht so steil, Herr Major," sprach das junge Mädchen, das die Besorgnis aus seinen Worten hatte herausklingen hören. „In zwei Sprüngen sind Sie unten. Warten Sie, ich gehe noch fünfzig Schritte mit, bis Sie den Weg sehen können."

Der Major erhob lebhafte Einsprache, doch wieder schloß sich Bernhard davon aus und als Regina erklärte, daß sie nach wenigen Schritten, dort, wo man den Weg übersehen könne, umkehren werde, fügte sich Hoyer und folgte dem Mädchen, das vorangegangen war, um den letzten Widerspruch zu ersticken. Sie schritten auf der weichen Grasnarbe. Bernhard hatte sich zu Regina gesellt. Hertha nahm den Arm des Vaters. Das Pärchen, von dem man sich bereits verabschiedet hatte, blieb zurück. Der Hund aber strich unternehmend voraus.

Regina hob die Hand und deutete in die Ferne. „Der Mond, dort kommt er hervor."

Bernd blickte auf. Ein weißes Licht lag sanft und stetig wachsend über der Landschaft. Jetzt stieg die blanke Scheibe, zu zwei Dritteln ausgefüllt, über den Wald empor. Der Hang, das Dorf und die Hügel bis an das Seeufer wurden sichtbar. Nebelschleier glänzten im Sihlthal und ein dünner Flor schwebte über dem See.

Bernd umfaßte das ruhende Land, dann kehrte sein Blick zu dem Mädchen zurück, dessen Antlitz das Licht badete. Und unvermittelt, als wüßte sie, was er gedacht, fragte er: „Hab' ich Sie arg erschreckt?"

Sie antwortete ohne zu zögern: „Damals, nein. Es war ja für Sie gefährlicher als für uns. Ihr leichtes Schiffchen hätte umschlagen können bei dem Zusammenstoß mit unserm schwerfälligen Kahn."

„Ich lernte damals noch. Es sind jetzt zwei Monate her."

„Ja, zwei Monate," wiederholte sie.

Darauf schwiegen sie. Der Pfad führte durch einige Haselbüsche, und jetzt blieb Regina stehen. Da rief auch gerade der Major:

„Halt, Fräulein, halt, die fünfzig Schritte sind längst gemacht."

„Ja, Herr Major," rief sie mit ihrer vollen Stimme zurück, die wie eine Glocke klang, „und hier, sehen Sie, hier geht's hinab, dort ist die Straße. In zwanzig Minuten sind sie unten im Flecken."

Sie standen auf einem Vorsprung des wellenförmig sich senkenden Geländes. In der Thalfalte glänzte das weiße Band der Straße, in der Tiefe lag der See. Da erhob das Mädchen noch einmal die Hand und sprach mit beklommener Stimme, fast flüsternd:

„Und dort ist die Stadt."

Sie wies nach Norden. Ein Meer von Lichtern wuchs dort aus dem grauen Dunkel und flutete weithin. Flammensäulen reckten sich über den See. Rote und grüne Lichter glänzten vom Bergsaum, ein Kranz von Bogenlampen umgürtete die Ufer und ein Gewimmel von kleinen, immer kleiner werdenden Funken zog sich in das Flußthal hinein, ins Endlose, ins Unermessene, bis in die Nebel, die dort lagerten. Und die Lichter glitzerten und bewegten sich wie Myriaden von Lebewesen, als seien es Seelenregungen der Stadt, als sei es die Seele Zürichs, die in der Mondnacht aus dem Dunkel tauchte.

Als die Fremden sich verabschiedet hatten, stand Regina noch eine Weile auf der Höhe und blickte in das Lichtermeer, dann ging sie langsam ins Dorf zurück, dessen spärliche Lichtchen im Mondschein ertrunken waren.

(Fortsetzung folgt).